



Heimatblätter

Beilage von „Reichenhaller Tagblatt“
und „Freilassinger Anzeiger“

83. Jahrgang

Samstag, 25. April 2015

Nr. 3

Vom Umgang mit Katastrophen

Die Zerstörung Reichenhalls vor 70 und vor 500 Jahren –
von Stadtheimatspfleger Johannes Lang

Das aus dem Altgriechischen stammende Wort Katastrophe meint im ursprünglichen Wortsinn einen Wendepunkt, der einen Niedergang zur Folge hat. Dies konnte theoretisch auch ein unscheinbarer Anlass mit allerdings schwerwiegenden Konsequenzen auf lange Sicht sein. Die stufenweisen Reformen im Gesundheitssystem der 1980er und 1990er Jahre wären hier als Beispiel mit offensichtlichem lokalen Bezug zu nennen. Abgesehen von seinen Deutungsvarianten in der Mathematik und Dramaturgie sehen wir in dem Wort „Katastrophe“ heute üblicherweise ein das normale Vorstellungsvermögen übersteigendes Unheil, doch in Anbetracht des in-

flationären Alltagsgebrauchs des Wortes liegt dessen Anwendung mittlerweile eher im Ermessen des Beobachters oder Betroffenen.

Besieht man die auf unsere Stadt gekommenen urkundlich überlieferten Unglücksfälle, so umspannen diese einen Zeitraum von fast einem Jahrtausend. Aber dies sind nur die uns bekannten und überlieferten Ereignisse. Zweifelsohne hat es solche in großer Anzahl bereits in der schriftlosen Zeit gegeben, und selbst in der historischen Zeit fand sich oftmals niemand, um der Nachwelt von einer Katastrophe auch nur eine Silbe zu berichten, denn schon die Chronisten des Hochmittelalters hatten

höchst unterschiedliche Auffassungen davon, was überlieferungswürdig sei. Aus den chronikalischen Aufzeichnungen aber ermittelt die moderne Geschichtswissenschaft zu einem guten Teil das Bild der Vergangenheit, das folglich selektiv und – da von Menschen entworfen – unvollständig sein muss. Aber es ist jenes Bild, das unsere Gegenwart von der Vergangenheit hat. Zwischen Schwarz und Weiß, zwischen der Wahrheit des einen und der Wahrheit des anderen, liegen bekanntlich zahlreiche Nuancen – eine Weisheit, die bereits das Buch Kohelet im Alten Testament zum Ausdruck bringt: „Alle Dinge sind rastlos tätig, kein Mensch kann alles



Der Stadtbrand von 1834.

Fotos: Stadtarchiv

ausdrücken, nie wird ein Auge satt, wenn es beobachtet, nie wird ein Ohr vom Hören voll“ (Kohélet 1, 4–8).

Wollen wir uns auf die schriftlichen Überlieferungen stützen, so findet sich die erste Nachricht von einem Unglücksfall in Reichenhall ungewöhnlich früh, nämlich für das Jahr 1037, als 50 Personen in einer Nacht Opfer einer Familienfehde wurden. Tragische und traurige menschliche Unglücksfälle, auf unterschiedliche Ursachen zurückzuführen und in ihrem Leidensausmaß jeweils einzigartig, ereigneten sich wiederholt in der Geschichte der Stadt bis herauf in die jüngste Vergangenheit.

Im Gegensatz dazu trafen kriegerische und mit Waffengewalt ausgetragene Konflikte die gesamte Gemeinschaft. In den Jahren 1196 (Strafexpedition des Salzburger Erzbischofs), 1262 (Krieg des Böhmenkönigs Otakar II.), 1364 (Tiroler Erbfolgekrieg), 1382 (Berchtesgadener Krieg), 1504 (Landshuter Erbfolgekrieg), 1704 (Spanischer Erbfolgekrieg), 1742/43 (Österreichischer Erbfolgekrieg), 1800 (Zweiter Koalitionskrieg), 1809 (Fünfter Koalitionskrieg) und 1945 (Zweiter Weltkrieg) war Reichenhall nach heutigem Kenntnisstand direkt in Kampfhandlungen verwickelt. Mit hoher Wahrscheinlichkeit trifft dies auch auf die kriegerischen Ereignisse zur Zeit der Markomanneneinfälle (2. Jh. n. Chr.), der Völkerwanderung (4.–6. Jh.) sowie der Ungarneinfälle (10. Jh.) zu, jedoch geben schriftliche Quellen dazu keine Hinweise.

Je nach Brutalität der Kriege erwies sich der Grad der Zerstörung unterschiedlich. Bei der „Belagerung“ Reichenhalls durch die aufständischen Tiroler 1809 war die Stadt lediglich einer Bedrohung ausgesetzt, die jedoch weder Todesopfer noch Schäden forderte. Die für unseren Ort –

objektiv nach dem Grad der Zerstörung bemessen – schwerste Katastrophe aller Zeiten, die auch im ursprünglichen Wortsinn einen Niedergang auf lange Sicht nach sich zog, war jene von 1196: Damals wurde die am Zenit ihrer Wirtschaftskraft befindliche Salinenstadt vom Salzburger Erzbischof grundlegend zerstört, so dass kaum etwas davon übrig geblieben sein dürfte. Für den Ort aber bedeutete dies nicht nur die – wie wir heute wissen – vollständige Zerstörung und den Verlust zahlreicher Menschenleben, sondern auch einen Bruch des bis dahin für den gesamten Ostalpenraum und große Teile Mitteleuropas innegehabten Salzmonopols, was Reichenhalls über Jahrhunderte andauernden Niedergang einleitete. Es ist übrigens bezeichnend, dass diese totale Zerstörung Reichenhalls auf eine Auseinandersetzung folgte, in deren Entstehungsgeschichte die Stadt selbst eine entscheidende Rolle gespielt hatte, wogegen alle anderen oben genannten Kriege regionalen, nationalen oder kontinentalen Charakter besaßen, in deren Szenarien Reichenhall nur einen Nebenkriegsschauplatz darstellte.

Im Gegensatz zu Kriegen erwies sich die Zerstörung durch Feuer meistens als vollständig. Großbrände, ohne kriegerischen Hintergrund vorsätzlich oder versehentlich verursacht, sind für die Jahre 1171, 1424, 1448, 1473, 1515 und 1834 überliefert und hatten die weitgehende Verwüstung der Stadt zur Folge. Die schriftlichen Quellen sprechen oft nur von drei bis vier Häusern, die von den Flammen verschont blieben, und ein Schriftstück vergleicht die besondere Lage Reichenhalls, am Ausgang hoher Gebirge situiert und dem Westwind ausgesetzt, mit der Esse eines Hochofengebläses, aus dem es kein Entrinnen gäbe.

Sehr unterschiedlich dagegen wirkten sich Hochwasserkatastrophen auf die Stadt aus. Bei der verheerenden mitteleuropäischen Binnenflut von 1374 – vergleichbar dem Hochwasser 2013 – kam es in Reichenhall zu erheblichen Überschwemmungen, ebenso in den Jahren 1424 und 1426, 1465, 1482, 1786, 1787 und 1899. Für das Jahr 1400 sind schwere Hochwasserschäden detailliert überliefert: Dabei vernichteten die Fluten die aus Stein, Holz und Flechtwerk bestehenden Uferverbauungen und vermutlich auch den Triftrechen, schwemmten das gestapelte Holz hinweg, bevor das Wasser durch eines der Stadttore drang und Schäden innerhalb der Stadt anrichtete. Die Überflutung des Solebrunnens und die Vernichtung der Holzlager – die Stämme wurden bei großem Hochwasser unkontrolliert über das Traunfeld in die Saalach zurückgeschwemmt – erzwangen die zumindest zeitweise Einstellung der Salzerzeugung. Bereits 1386 war fast das gesamte zur Verfeuerung der Sole bestimmte Brennholz hinweggespült worden. Es muss Monate gedauert haben, ehe die Produktion mit Hilfe brauchbaren und trockenen Holzes wieder aufgenommen werden konnte. Bereits die bloße Teuerung des Holzes führte mitunter zur vorübergehenden Stilllegung der Saline, wie beispielsweise aus dem Jahr 1378 berichtet wird.

Die in rascher Abfolge zu verzeichnenden Hochwasserkatastrophen, unter denen Reichenhall vor allem während des Spätmittelalters zu leiden hatte, waren möglicherweise eine Folge der starken Abholzung in den Bergwäldern des Pinzgaus, deren Funktion als kontrollierte Wasserspeicher dadurch schwand. Freilich erkannte man diese Zusammenhänge da-



Das Kammerbotenviertel nach dem Bombenangriff am 25. April 1945.



Die Bomben hinterließen ein Bild der Zerstörung.

mals nicht, ebenso wenig den subtilen Vorgang eines langsam sich ändernden Binnenklimas. Was man hingegen wahrnahm, war der Umstand, dass durchschnittlich jede Generation einmal die Zerstörung der Stadt durch Wasser, Feuer oder Krieg selbst miterleben musste. Hinzukamen Epidemien, die sich auf Reichenhall allerdings weit weniger dramatisch auswirkten, als man gemeinhin annehmen möchte. Wirklich einschneidend in der Bevölkerungsentwicklung erwiesen sich vermutlich die Pandemien von 1349/53 sowie 1381, wogegen die weiteren für Reichenhall belegten regional begrenzten Pestwellen (1564, 1613, 1630, 1634 und 1636) zwar mit Sicherheit große Ängste verbreiteten, aber nur vereinzelt Todesopfer forderten – oft im Gegensatz zu den umliegenden Dörfern, wie zum Beispiel Anger, wo im Jahre 1714 überdurchschnittlich viele Menschen an der Pest verstarben.

In ihrem Ausmaß und im Grad der Zerstörung fielen all die oben genannten Katastrophen und Unglücksfälle höchst unterschiedlich aus, zumindest dies lässt sich quantitativ erheben und beurteilen. Nicht erfassen lässt sich freilich das damit verbundene Leid, das es zu allen Zeiten gegeben hat; nicht erfassen lassen sich die Schmerzen der Opfer, die Trauer der Hinterbliebenen und die Empfindung der damit konfrontierten Gemeinschaft. Was sich hingegen in einigen Fällen erkennen und einordnen lässt, sind die auf Katastrophen und Unglücksfälle folgenden Reaktionen. Nur in den seltensten Fällen geschieht auf derartige Ereignisse nichts; üblicherweise nämlich lösen sie Reaktionen aus, die überwiegend darin bestehen, geeignete Maßnahmen zu ergreifen, um Vergleichbares in der Zukunft zu vermeiden. Zeitigen solche Gegenmaßnahmen nicht nur kurz-

fristigen Erfolg, so kann sogar von einem gesellschaftlichen Lernprozess gesprochen werden. Gut lässt sich dies beispielsweise an den Bemühungen um die Eindämmung der Pest 1634/36 in Reichenhall ablesen, als man vorsorglich einen Pestfriedhof anlegte und, im Gegensatz zu früheren Pestwellen, Infizierte strikt abschottete. Hinter der Stadtmauer und Befestigung Reichenhalls stand primär ein Schutz- und Verteidigungsbedürfnis der Bürgerschaft, weshalb die Stadtmauer erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts aufgegeben wurde, als militärischer Schutz davon nicht mehr zu erwarten war. Dagegen erfolgte in jener Zeit die Einführung stehender Heere. Uferverbauungen, die an der Saalach vor allem im 18. Jahrhundert massiv vorangetrieben wurden, sollten künftige Hochwässer reduzieren, doch erst durch den Bau des Saalachkraftwerkes 1914 ist diese Gefahr für die Stadt tatsächlich gebannt. Und als der Salzburger Erzbischof, dabei einer Direktive des Bayernherzogs Ludwig IX. folgend, im Jahre 1467 verfügte (BayHStA, Kloster St. Zeno Urkunden 402), dass sich stets ein Viertel der Reichenhaller Gesamtbevölkerung innerhalb der Stadt aufzuhalten habe, so tat er dies im Hinblick auf eine möglichst rasche und zahlreiche Bekämpfung möglicher Brandherde. Effektiv hat sich diese Regelung allerdings nicht bewährt, wie spätere Großbrände in Reichenhall zeigen, denn in den Griff bekam man die latente Gefahr von Stadtbränden erst mit der Etablierung einer organisierten Feuerwehr 1865.

Zu den unmittelbaren gesellschaftlichen Reaktionen auf Katastrophen gehörten immer auch die Aspekte von Schuld und Sühne. Während extreme Witterungsbedingungen und selbst Kriege als Ereignisse einer höheren Gewalt betrachtet wur-

den, für die niemand zur Verantwortung zu ziehen sei, ging man beispielsweise gegen Brandstifter mit drakonischen Strafen vor. Als beispielsweise der Pfarrer Jakob Weiß am 4. Juli 1424 versehentlich einen verheerenden Stadtbrand verursachte, bei dem nur wenige Häuser verschont blieben, entging er der Lynchjustiz einer aufgebrauchten Menschenmenge nur dadurch, dass er in das Stift St. Zeno floh und der Propst sich dafür einsetzte, sein Leben zu schonen. Zumindest von seinem Priesteramt musste er sich umgehend zurückziehen.

Ein andere Katastrophe, die sich heuer zum 500. Mal jährt, weist interessante Parallelen, aber auch Unterschiede auf: Am 12. März 1515 übte eine Bademagd namens Christina an einer Kollegin Rache und zündete deren Haus an. Ein Föhnsturm, der von Westen her über die Stadt blies und den erst kürzlich gefallenen Schnee schmolz, beschleunigte das Ausbreiten der Flammen, die bald auf andere Gebäude übergriffen. Obwohl mehrere Nachbarn schleunigst das Feuer bekämpften, entfachte der starke Wind die bereits gelöschten Brandherde immer wieder von neuem, so dass sich eine verhängnisvolle Kettenreaktion abzuzeichnen begann. Innerhalb einer einzigen Stunde verwandelte sich die gesamte Stadt in ein feuriges Flammeninferno. Als sich der Föhnsturm nach etwa zwei Stunden legte, offenbarte er seine erschütternde Bilanz: Bis auf das kurz zuvor errichtete Salzbrunnhaus sowie zwei weitere Häuser war die Stadt in Schutt und Asche gelegt. Neben dem Verlust beinahe aller materiellen Güter waren weit über zweihundert Menschen – davon angeblich 186 namentlich bekannte – ums Leben gekommen. Der Bademagd, die sich auch als Prostituierte (lat. ambubaia) verdingte und



Brand, Rauch und Trümmer bestimmten das Bild, nachdem die Bomber ihre todbringende Last abgeladen hatten.

damit innerhalb der städtischen Bevölkerung Reichenhalls den untersten sozialen Rang einnahm, gab man die Schuld an dem verheerenden Unglück, doch im Gegensatz zu dem oben genannten Pfarrer gab es in ihrem Fall niemanden, der für sie Partei ergriffen hätte. Zudem war sie wegen eines Diebstahls schon einmal mit dem Gesetz in Konflikt gekommen und daher ohnehin kein unbeschriebenes Blatt.

Der Dekan des Augustiner-Chorherrenstifts St. Zeno, Andreas Schwäbl (1462–1532) verfasste 1524, also rund neun Jahre später, einen ausführlichen Bericht über den Stadtbrand, worin er seine Erinnerungen dazu niederschrieb. Erhalten hat sich dieser Bericht, der in Anbetracht des zeitlichen Abstandes zweifellos das ein oder andere dazu gedichtet, dramatisiert oder verklärt hat, im Totenbuch des Stifts St. Zeno (Bayerische Staatsbibliothek, Cln 1022), da man jährlich an die 1515 ums Leben gekommenen Reichenhaller erinnern wollte. Beinahe die Hälfte des Berichts widmet sich der Hinrichtung Christinas, wobei sich eine merkwürdig ambivalente Haltung der Gesellschaft feststellen lässt. Nachdem der Verdacht auf die Bademagd gefallen war, gestand sie unter der Folter die Tat, schränkte allerdings ein, dass es lediglich ihre Absicht gewesen sei, die Herberge einer anderen und mit ihr im Streit stehenden Prostituierten anzuzünden, nicht jedoch die Stadt. Den Vorsatz aber sah man damit dennoch als gegeben an. Ihre Strafe sollte nun darin bestehen, dabei das Schicksal der verbrannten Stadt widerspiegelnd, bei lebendigem Leib verbrannt zu werden. Für diese ungeheure

Katastrophe sah die Gesellschaft eine ritualisierte Hinrichtung vor, sowohl was die Art und Weise als auch was den Ablauf anbelangte: Am Tag der Hinrichtung karrte man Christina zunächst vor den Augen einer riesigen Menschenmenge, die darin wohl überwiegend eine Genugtuung empfand, an jenen Ort, wo die Brandstiftung ihren verheerenden Ausgang genommen hatte. In Anbetracht der Schwere des Verbrechens sah es das Gericht als gerechtfertigt an, hier die Delinquentin durch den Scharfrichter vor der eigentlichen Hinrichtung noch mit glühenden Zangen zwicken zu lassen, wie man diese grässliche Verstümmelung nannte, wodurch die Todesstrafe zusätzlich verschärft werden sollte. „Leidlich“, so der Chronist, sei die Todeskandidatin daraufhin zur Richtstätte gebracht und von drei Henkern an den dort in die Erde gerammten Pfahl geschmiedet worden. Der Scheiterhaufen war so angelegt, dass die Flammen die Delinquentin nicht direkt erreichen konnten und ihr somit ein langsamer und qualvoller Tod bevorstand.

Auch nach einem halben Jahrtausend liest sich der detaillierte Augenzeugenbericht Schwäbls gleichermaßen beklemmend wie berührend, denn sehr viel grausamer ließ sich eine Hinrichtung kaum inszenieren. Der Chronist beschreibt aber auch, dass viele der anwesenden Menschen, für die eine Hinrichtung üblicherweise Volksfestcharakter hatte, in Anbetracht dieser Passion Mitleid verspürten, zu Weinen begannen und für die Sterbende beteten. Als es zu spät war, wich die ursprüngliche Wut der Bevölkerung auf die

Brandstifterin dem Mitgefühl, das man nun dem im Todeskampf befindlichen gequälten Menschen entgegenbrachte.

Tags darauf wurden die Überreste der Hingerichteten zu Asche verbrannt. Damit einhergehen sollte auch die Verdammung des Andenkens an die Tote. Ihr Name, ihre Existenz sollte auf Ewig getilgt werden, so wie man die so genannte „Damnatio Memoriae“ in der Geschichte häufig angewendet hat, um verbrecherische oder missliebige Personen aus der kollektiven Erinnerung zu streichen. Im Falle der Bademagd und Prostituierten Christina wäre diese Verdammung des Andenkens auch geglückt, gäbe es da nicht den Bericht des Stiftsdekans Schwäbl. Ansonsten nämlich erwähnen andere Quellen, wie etwa eine handschriftliche Augsburger Chronik (Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 3025) nur das Ereignis, nicht aber den Namen: „Item do man zalt 1500 unnd 15 jar verbran Reichenhall.“ Und die Chronik vermerkt noch, dass – Duplizität der Ereignisse – am selben Tag die Stadt Waidhofen an der Ybbs (Niederösterreich) Opfer eines Großbrandes wurde. Etwas ausführlicher ist die 1538 gedruckte Augsburger Chronik: „Anno MCCCCCXV jar Verbran Reychen Hall im Baierland bey liechtem Tag gar auß und verbranen mehr dann zweyhundert menschen. Sy fluhen in die gwelw und ersticken darinn.“ Sich daran orientierend, vermeldete Matthäus Merian in seiner 1644 erschienenen „Topographia Bavariae“: „Anno 1515 verbrann diese Statt bey liechtem Tag gar auß. Die Augspurgische Chronick sagt, daß zweyhundert Menschen verbronnen und in den Ge-

wölbern erstickt seyen.“ Andreas Schwäbls Bericht gelangte nach der Klostersaufhebung St. Zenos 1803 in die „königliche Centralbibliothek zu München“, wo er einem der damals bekanntesten Historiker des salzburgisch-bayerischen Raumes, Joseph Ernst Ritter von Koch-Sternfeld (1778–1866), unterkam. In seinem 1836 veröffentlichten Buch über „Die teutschen, insbesondere die bayerischen und österreichischen Salzwerke“ ging er ausführlich auf Schwäbls Bericht und die darin genannte Christina ein. Nachfolgende Autoren griffen den Stoff auf, und so misslang die *Damnatio Memoriae*; mittlerweile wurde Christina sogar zur Romanfigur erhoben.

Während sich der Wiederaufbau der Stadt zunächst äußerst schwierig gestaltete und zahlreiche Bürger dazu gezwungen waren, ihren Besitz zu veräußern, stiftete Herzog Wilhelm IV. am 22. Januar 1516 für die beim Brand ums Leben Gekommenen eine Jahrtagsmesse, die alljährlich am Unglückstag, dem Montag nach dem Sonntag Oculi um sechs Uhr früh in der Stiftskirche von St. Zeno abgehalten wurde. Schon am vorhergehenden Sonntag abends kündigten die Kirchenglocken das tags darauf folgende Totengedächtnis an, das bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts jedes Jahr begangen wurde. Dann, nach rund drei Jahrhunderten, setzte das Vergessen ein, und der Jahrtag unterblieb. Zu lange lag die Katastrophe zurück, zu wenige emotionale Berührungspunkte gab es inzwischen und zu sehr war das Ereignis von damals mittlerweile durch neue Unglücksfälle überlagert. Im zeitlichen Abstand hatte sich die

Katastrophe zu etwas Abstraktem gewandelt. Emotional und auch persönlich deutlich näher ist uns jene Katastrophe, die sich heuer zum 70. Mal jährt, als am 25. April 1945 ein alliierter Bombenangriff große Teile der Stadt vernichtete und – ähnlich wie der Großbrand von 1515 – über zweihundert Todesopfer forderte. Allerdings kam die Katastrophe von 1945 nicht aus heiterem Himmel, wie anno 1515. Vielmehr stand man im Krieg und die Front rückte näher.

Während des Zweiten Weltkriegs war der Kurbetrieb zusehends zum Erliegen gekommen; stattdessen verwandelte sich der Ort zu einem riesigen Lazarett. Als Ausweichkrankenhaus der mittlerweile stark unter Bombardierungen leidenden Stadt München adaptierte man das Grandhôtel „Axelmannstein“, in dem einer der geistigen Väter der Widerstandsbewegung „Weiße Rose“, Carl Muth (1867–1944), verstorben ist. Während Kuranstalten und Pensionen als Offizierslazarette galten und zumeist über Kur- und Badeeinrichtungen verfügten, wurden Schulen und andere öffentliche Einrichtungen als Mannschafslazarette herangezogen.

Zu Jahresende existierten in Bad Reichenhall und der Umgebung 23 Lazarette. Außerdem waren in der Stadt etwa 700 Kinder untergebracht, die aus den vom Luftkrieg bedrohten Großstädten evakuiert worden waren und unter der Bezeichnung „Erweiterte Kinderlandverschickung“ (KLV) – getrennt von ihren Familien – mehrere Wochen hier verbrachten. Mit dem Verlauf des Krieges wurden sogar ganze Schulklassen mitsamt dem

Lehrpersonal in insgesamt 28 Villen des Staatsbades einquartiert, wo der Unterricht notdürftig fortgesetzt wurde.

Unter den Verwundeten, die in der zum Lazarett umfunktionierten Knabenschule an der Heilingbrunnerstraße untergebracht waren, befand sich der deutsche Schriftsteller Dieter Wellershoff (* 1925), der seine Erlebnisse vom letzten Kriegswinter 1944/45 in Bad Reichenhall in dem autobiografischen Werk „Der Ernstfall“ schildert: „Das Lazarett verwandelte sich (...) für mich aus einem Krankenhaus in ein Erholungsheim. Ich musste nun nicht mehr im Bett oder am Tisch des Krankenzimmers essen, wo es immer nach Desinfektionsmitteln und eiternden Wunden roch und einige durch Streckverbände gefesselte Verwundete von Krankenschwestern gefüttert wurden (...). Und draußen an den näher rückenden Fronten, von denen wir herkamen, herrschten, verschärft durch den Winter und den weiter um sich greifenden militärischen Zusammenbruch, Elend und massenhafter Tod, während wir uns, wohlversorgt und gepflegt, einstweilen in Sicherheit befanden.“ Im Gegensatz zur Situation während des Ersten Weltkriegs war die militärische Gruppierung im gesamten Stadtgebiet abgeschafft worden: „Da alle Straßen, Parks und Lokale der Stadt mit Verwundeten überfüllt waren, wäre das Ritual, jeden Höherrangigen zu grüßen und von ihm zurückgegrüßt zu werden, sofort zur Farce geworden. Vor allem die Offiziere hätten bei einem Gang durch die Stadt ihren rechten Arm nicht mehr heruntergeklappt (...). Das Improvisierte, Unvollständige, Zusammengesuchte



Die Saalach und die zum Teil zerstörte Luitpoldbrücke beim Hochwasser von 1899.

te und militärisch Unkorrekte bestimmten das allgemeine Erscheinungsbild, denn hier, in den Lazarettstädten, begann die Übergangsgesellschaft, in der sich das Militärische mit dem Zivilen mischte.“

Mühsam versuchte die Reichenhaller Geschäftswelt, das aus Friedenszeiten gewohnte hohe Niveau des Warenangebots aufrechtzuerhalten, was kaum mehr gelang. Während die Front immer näher heranrückte, sich riesige Flüchtlingstrecken auf der Flucht vor der Roten Armee befanden und verstärkt nach möglichen feindlichen Flugzeugen Ausschau gehalten wurde, drängten Soldaten und Zivilisten aus allen Regionen Mitteleuropas in den kleinen Kurort, als würden sie sich hier auf eine der letzten noch nicht vom Krieg heimgesuchten Inseln retten wollen. „Die Stadt war nur noch der Platz für das Heer- und Flüchtlingslager, das sich in ihr breitgemacht hatte“, resümierte Dieter Wellershoff. „Die Übergangsgesellschaft, die sich im letzten Kriegswinter in Bad Reichenhall versammelt hatte, bildete ein heterogenes Gemenge von sozialen Gruppen, Funktionen und Motiven, das durch die räumliche Enge und das sich am Horizont der näheren Zukunft abzeichnende, aber nicht recht vorstellbare Kriegsende zu einer oberflächlich konformen Masse zusammengedrückt worden war. Die Stadt quoll über von verwundeten Soldaten, dem medizinischen und technischen Personal und den verschiedenen Verwaltungsabteilungen der Standortkommandantur, beherbergte aber auch höchste militärische Dienststellen (...) Im Grand-hôtel Axemannstein [tatsächlich: im Hotel „Deutscher Kaiser“, Anm. d. Verf.], dem besten Haus am Platz, residierte das Oberkommando des Heeres, wozu natürlich auch ein entsprechender Fahrzeugpark und die Wachkompanie gehörten (...) Auch Dienststellen des Oberkommandos der Wehrmacht waren im Axemannstein und in anderen Hotels der Stadt untergebracht. Was ich nicht wusste, was aber den Rückzug der Macht nach Süddeutschland und in die Alpen am deutlichsten zeigt: Auf einem Gleis der Bahnstrecke von Reichenhall nach Berchtesgaden standen, gut bewacht und im Schutz bewaldeter Berghänge, die Sonderzüge von Göring und Himmler.“ – Die NS-Größen bereiteten sich auf den großen Abgang ihres „Tausendjährigen Reiches“ vor.

Möchte man Dieter Wellershoff Glauben schenken, so setzten sich die in den Bad Reichenhaller Lazaretten untergebrachten Soldaten mittlerweile nur mehr mit der Frage auseinander, wie dem für ohnehin verloren geglaubten Krieg mit heiler Haut zu entkommen sei. Und in Anbetracht der sich gleichzeitig auf Deutschland zubewegenden Armeen der Amerikaner, Briten und Sowjetrussen waren nicht wenige der Ansicht, man solle die letzten noch verbliebenen Kontingente der deutschen Wehrmacht nun mit aller Macht gegen Osten werfen, um zumindest ein Vorrücken der gefürchteten Roten Armee auf deutschen Boden zu verhindern. Inzwischen würde Deutschland ausschließlich von den westlichen Alliierten besetzt, was man für das zweifellos günstigere Los hielt. Niemand mehr sprach nun von einer

Dolchstoßlegende, wie noch nach dem Ersten Weltkrieg, angesichts des letzten Aufgebots, das sinnlos geopfert werden sollte. Deutschlands Ende stand kurz bevor, doch die Auswirkungen des Krieges sollten die Stadt ins Mark treffen: Bereits 1940 hatten sowohl die britische Royal Air Force (RAF) als auch die deutsche Luftwaffe Angriffe mit Flächenbombardements im jeweiligen Feindesland geflogen. Vor allem von Seiten Großbritanniens wurden die Bombardements im Verlaufe des Krieges ausgedehnt, die sich nicht mehr nur gegen Rüstungsbetriebe und Industrieanlagen, sondern auch gegen Siedlungszentren richteten. Auf diese Weise wurden ganze Großstädte in Deutschland vernichtet; die Opferzahlen unter den Zivilisten waren horrend und lassen sich auch durch das damals geltende „Haager Landkriegsrecht“ nicht rechtfertigen.

Dagegen verfolgten die United States Army Air Forces (USAAF) weitgehend die Strategie einer Bombardierung strategisch bedeutsamer Punkte. Seinen ersten akuten Fliegeralarm erlebte Bad Reichenhall am 16. Oktober 1944, als Salzburg erstmals aus der Luft bombardiert wurde. Bei einem Angriff auf das in Piding nahe der Saalachbrücke untergebrachte Heeresverpflegungsamt am 22. November wurde, da die damals noch fehlende Technik des Zielradars punktgenaue Treffer nicht zuließ und eine breite Streuung zur Folge hatte, auch das jenseits der Saalach gelegene Wohngebiet bei Staufbruck getroffen, wobei ein 14-jähriges Mädchen getötet wurde.

Nun war auch das weit im Binnenland liegende Heilbad nicht mehr sicher. Dies hatte zum einen mit der Nähe zu Salzburg zu tun, das in der Zeit von Oktober 1944 bis Mai 1945 nicht weniger als 15 Luftangriffe mit mehr als insgesamt 6.000 Bombenabwürfen über sich ergehen lassen musste. Zum andern galt Berchtesgaden als Sitz der „Führungsgruppe Süd“ und stellte daher für die Alliierten ein bedeutendes strategisches Ziel dar, das durch Hitlers legendäre Residenz auf dem Obersalzberg sowie den damit verbundenen Mythos von der „Alpenfestung“ entsprechend verklärt war. Mit der Bahnlinie nach Berchtesgaden, den Bahnhöfen, den Saalachbrücken, den Kasernen, der Munitionsfabrik, dem Telegrafien- und Fernmeldeamt sowie dem hierorts untergebrachten „Oberkommando des Heeres“ (OKH) bestanden auch in Bad Reichenhall potenzielle strategische Ziele, die der Stadt schließlich zum Verhängnis werden sollten. Hinzu kam, dass Bad Reichenhall und seine weitere Umgebung – vom Waginger See im Norden bis Hallthurm im Süden – mittlerweile als „Sicherungsraum“ galt, dessen im Marzoller Wirtshaus untergebrachten Kommando unterschiedliche Truppenteile in einer Gesamtstärke von 3.500 Mann unterstellt waren. Der offizielle Auftrag lautete, den „Sicherungsraum“ sowie das hier untergebrachte OKH gegen jeden Feindangriff zu verteidigen, weshalb seit Januar 1945 entsprechende Defensivmaßnahmen getroffen wurden. In der Folge wurden Drahtverhaue aufgezogen, Gräben ausgehoben und Lager in Wäldern errichtet. Um die Monatsmitte April waren rund 60 Prozent der Soldaten des „Siche-

nungsraumes“ auf die umliegenden Waldlager verteilt. Mehrere öffentliche Luftschutzanlagen entstanden im Stadtgebiet, so etwa an den Abhängen oberhalb der Knabenschule und im Bereich der ehemaligen Trasse der Hessing'schen Drahtseilbahn. Daneben nutzte man unter anderem die geräumigen Gewölbe unter der Alten Saline und nicht zuletzt den über 1.000 Personen fassenden historischen Quellenbau.

Von Seiten nationalsozialistischer Organisationen und Einrichtungen wollte man die tatsächlichen militärischen Verhältnisse offenbar immer noch nicht wahrhaben. So etwa wurde an „Führers Geburtstag“, dem 20. April 1945, im Kurhaus eine Feierstunde mit Orchester und Chor veranstaltet, wobei der Ortsgruppenleiter und Bürgermeister eine Rede hielt: „Wir haben längst erkannt, daß der Tag, an dem unser Führer geboren wurde, zum großen Augenblick im Leben unseres Volkes geworden ist. Diese Tatsache verlangt von uns, alle Kraft und alles Können in die Waagschale zu werfen, uns mit der Tat für dieses Schicksal einzusetzen, damit es sich zu Recht erfüllt für uns und die Zukunft unseres Volkes. Es erfordert von uns allen den Einsatz des Letzten.“ Nur einen Tag später war das mittlerweile auf zwei Seiten geschrumpfte „Reichenhaller Tagblatt“ bestempelt mit dem Slogan: „Totaler Krieg: Aufgebot der ganzen Nation!“

Nachdem am frühen Vormittag des 25. April 1945 im Gebiet um den Schliersee ein Bomberverband mit Flugrichtung Osten gesichtet worden war, wurde in Bad Reichenhall Fliegeralarm ausgelöst. Um 9.02 Uhr fielen am Nordabhang des Lattengebirges, am Stadtrand sowie am Südabhang des Staufengebirges erste Bomben, ohne allerdings Flächenschaden anzurichten, so dass bereits wenig später Entwarnung für die Stadt gegeben werden konnte. Dabei handelte es sich um Notabwürfe von Maschinen der R. A. F., die sich nach der Bombardierung des Obersalzberges wieder auf dem Rückflug befanden. Gerade war eine Löschgruppe mit der Brandbekämpfung eines Hauses in der Luitpoldstraße beschäftigt, als um 10.50 Uhr erneut Fliegeralarm gegeben wurde, nachdem 200 bis 300 von einer Air-Force-Basis in England gestartete viermotorige Bomber der 8. Luftflotte der USAAF im Anflug gemeldet worden waren. Nur drei Minuten später bestand für Bad Reichenhall „akute Luftgefahr“: In rund 2.000 bis 3.000 Metern Höhe erschienen 56 US-Bomber sowie Jagdflugzeuge über der Stadt. War das Heilbad mit seinen vielen Lazaretteinrichtungen bis dahin von Luftangriffen verschont geblieben, so wurde es nun – nur wenige Tage vor Kriegsende – mit voller Härte getroffen. Innerhalb von nur fünf Minuten fielen auf den Ort über 900 Spreng- und annähernd einhundert Brandbomben, die eine Zerstörung ganzer Stadtteile verursachten. Vor allem das sogenannte „Kammerbotenviertel“ glich einer Ruinenstätte. Nachweislich galt der Luftangriff der Zerstörung der logistisch bedeutsamen Gleisanlagen sowie der Zugstationen, weshalb die Gebiete mit hoher Zerstörung im Bereich des Hauptbahnhofs sowie des Bahnhof Kirchberg

lagen. Da punktgenaue Abwürfe – zumal in dem engen Tal – damals noch nicht möglich waren, trat eine verhältnismäßig hohe Bombenstreuung auf, die immerhin 66 Gebäude total zerstörte und bei weiteren 221 Gebäuden zum Teil schwere Schäden hervorrief. Insgesamt fielen dem Luftangriff mindestens 215 in Bad Reichenhall weilende Zivilisten und Soldaten zum Opfer, davon überwiegend Frauen, aber auch viele Kinder. Etwa 1.000 Menschen wurden mit einem Schlag obdachlos; sie kamen vorübergehend bei Verwandten, Bekannten oder in eigens dafür geschaffenen Quartieren unter. Da an diesem Tag zahlreiche Männer des „Volkssturms“ außerhalb Bad Reichenhalls eingesetzt waren, war die Bekämpfung der 53 Großfeuer durch die eingesetzten Löschzüge – darunter die Frauen- und Jugendfeuerwehr – vor riesige Probleme gestellt, zumal nahezu alle Hydranten ausfielen. Im Laufe des Nachmittags trafen die Feuerwehren aus der gesamten näheren Umgebung ein, um an der Löschung der Brände, die man nach fünf Tagen endlich in den Griff bekam, mitzuwirken. Nun setzten Plünderungen und Diebstähle ein, denn in den zerstörten Häusern war teilweise Brauchbares zurückgeblieben.

Trotz der erschreckend hohen Opferzahlen, die durch nichts zu rechtfertigen sind, hatte es sich nicht um ein Flächenbombardement gehandelt, wie zuvor in Hamburg oder Dresden durch die R. A. F. geschehen, weshalb man im Falle Bad Reichenhalls nicht von einem Terrorangriff sprechen kann. Bereits am Tag nach der Bombardierung prägte die örtliche NS-Propaganda den Begriff des „Terrorangriffs auf Bad Reichenhall“ und wurde auch in der Folge nicht Müde, den „wahllosen“ Abwurf von Spreng- und Brandbomben zu geißeln. Trotz der zahlreich hier untergebrachten Lazarette durfte Bad Reichenhall im Sinne der internationalen Kriegsbestimmungen offiziell nicht als Lazarettstadt deklariert werden, da sich in der Kurstadt der Führungsstab des OKH, mehrere militärische Kommandostellen und nicht zuletzt Soldaten befanden. Und obwohl mehrfach, vor allem von städtischer Seite, auf einen vollkommenen Abzug des Militärs aus der Stadt gedrängt worden war, unterließen die zuständigen Dienststellen eine eindeutige Erklärung Bad Reichenhalls zur Lazarettstadt. Daher waren auf den Dächern der Lazarettseinrichtungen keine roten Kreuze angebracht. Am Bahnhof allerdings stand an jenem fatalen Tag des 25. April ein deutlich markierter „Rot-Kreuz-Zug“, der ebenfalls eine Opfer des Bombardements wurde.

Zusammen mit dem am selben Tag erfolgten Luftangriff auf den Eisenbahnknotenpunkt Freilassing sollte vielmehr die Logistik für das von den Alliierten offensichtlich nicht einschätzbare militärische Potenzial rund um den Obersalzberg stark geschädigt werden, was sich auf Grund der zwar von den Nationalsozialisten hochstilisierten, tatsächlich aber nicht existierenden „Alpenfestung“ freilich als großer Irrtum erwies. Denn ein ernst zu nehmendes militärisches Hindernis hatte es hier nie gegeben. Jene, denen die zensierte Presse bis dahin immer noch vorgegaukelt

hatte, die Wehrmacht habe die militärische Lage im Griff, erkannten nun, bei aller Dramatik, die wahren Umstände. Am 3. Mai wurde Bad Reichenhall vom Militär geräumt, um als nun deklarierte Lazarettstadt künftig vor etwaigen Luftangriffen verschont zu bleiben. Am selben Tag erschien im „Reichenhaller Tagblatt“ ein Aufruf an die Bevölkerung des Reichenhaller Tales mit der dringenden Mahnung, „Ruhe, Besonnenheit, Ordnung und Disziplin“ zu bewahren: „Wer bei dem unmittelbar bevorstehenden feindlichen Einmarsch die Ruhe und Ordnung stört, handelt gegen diesen Willen der Gesamtbevölkerung, weil er mit Sicherheit unerbittliche Maßnahmen des Feindes veranlaßt.“ Da dieser Presseauftrag nicht gezeichnet war – wie sonst üblicherweise durch den Ortsgruppenleiter oder den Bürgermeister – ist davon auszugehen, dass er auf Initiative des Hauptschriftleiters Max Wiedemann erfolgt war, was zweifellos als mutiger und couragierter Akt zu bewerten ist, denn das übergeordnete „Sicherungskommando Berchtesgaden“ verfügte nach wie vor über mehrere SS-Einheiten. Eben an jenem 3. Mai 1945, kurz nach Erscheinen der Zeitungsausgabe, ist Max Wiedemann, seit den frühen 1920er Jahren ein erklärter Kritiker Adolf Hitlers, durch einen SS-Mann ermordet worden. Später verharmloste man diese Tat, indem man sich erzählte, Wiedemann habe sich geweigert, einem SS-Mann sein Fahrrad zu überlassen. Der leidenschaftliche Journalist und wertkonservative Demokrat hätte zweifellos etliche NSDAP-Aktivisten schwer belasten können ...

Trotz des unmittelbar bevorstehenden alliierten Einmarsches stand auf den Versuch einer militärischen Kapitulation die standrechtliche Erschießung, was die Stadtverantwortlichen zusehends in eine Zwangslage brachte. Wollte man wirklich einen Häuserkampf bis zum letzten Mann und Hitlerjungen riskieren? Auf beiden Seiten trug die Endphase des Krieges zu einer entscheidenden Verdichtung der Gewalt bei. Gerade bei fanatisierten Anhängern des nationalsozialistischen Regimes stellte sich nun die Haltung ein, möglichst viele in den vorgezeichneten Untergang mitzureißen. Und jene besonnenen Kräfte, die Schlimmeres verhindern wollten, sahen sich mitunter der Gewalt der Fanatiker ausgesetzt.

Nachdem das Erscheinen alliierter Streitkräfte in Traunstein und Siegsdorf gemeldet worden war, erhielten die Truppenteile des „Sicherungsraumes Bad Reichenhall“ ihre Entlassungspapiere. Dadurch sollte verhindert werden, dass die Soldaten in Kriegsgefangenschaft gerieten, weshalb auch die Waffen abgegeben und unbrauchbar gemacht wurden. In einer sowohl operativ als auch strategisch sinnlosen Aktion sprengten SS-Leute am 3. Mai die Autobahnbrücke bei Schwarzbach in der Meinung, damit den US-amerikanischen Vormarsch aufhalten zu können. Weitere Brücken rund um Bad Reichenhall wurden an jenem Tag von Sprengkommandos in die Luft gejagt, so etwa die bei der Pidinger Au gelegene Brücke über die Saalach, und die Luitpoldbrücke, später die Röthelbachbrücke sowie die Brücken

bei Jettenberg und am Höllenbach. Somit war die Kur- und Salinenstadt nur mehr erreichbar über den Nonner Steg, den „Eisernen Steg“, die Staufenbergbrücke sowie die dortige Eisenbahnbrücke, auf der sich als Sperre eine entgleiste Lokomotive befand. Die schwierige Erreichbarkeit sollte sich schon wenige Tage danach für die Lebensmittelversorgung des Reichenhaller Tales als problematisch erweisen. Da die Panzer der 3. US-Infanteriedivision, von Norden her kommend, bereits bei Aufham standen und sich der Stab des „Sicherungsraumes Bad Reichenhall“ aufgelöst hatte, wurden an den Kirchtürmen, Rathäusern und sämtlichen größeren Gebäuden des Tales weiße Flaggen gehisst, während eine weitere, von Inzell kommende amerikanisch-französische Einheit bei Weißbach an der Alpenstraße aufgehalten wurde.

Mittlerweile hatte sich – angesichts des heranrückenden Feindes – innerhalb der Stadt ein bemerkenswerter Machtwechsel vollzogen, denn die lokale nationalsozialistische Führungsspitze wurde unspektakulär durch eine Gruppe von Männern abgelöst, die, zumindest teilweise, als erklärte Gegner des NS-Regimes galten, unter ihnen Karl Weiß, der während der republikanischen Zeit Erster, bis 1937 Zweiter Bürgermeister und bis Oktober 1944 Beigeordneter gewesen war, ehe er auf Betreiben des Kreisleiters sowie Gauleiters „pensioniert“ wurde. Nun wurde Weiß, der nie der NSDAP angehört hatte und wegen seiner jüdischen Ehefrau Repressalien erdulden hatte müssen, am Nachmittag des 3. Mai vom Landrat Theodor Jacob eigenmächtig wieder in das Amt des Bürgermeisters eingesetzt. Noch in den Nachmittagsstunden organisierte er zusammen mit mehreren einflussreichen Männern und in Übereinstimmung mit Offizieren der Wehrmacht die planmäßige Entwaffnung der gesamten Bevölkerung, ehe für den darauf folgenden Tag die kampflose Übergabe der Stadt an die Amerikaner vorbereitet wurde. In der Früh des 4. Mai 1945 machte sich der seit einer schweren Verwundung in einem Bad Reichenhaller Lazarett untergebrachte Major Otto Eidt (1912–2004) zusammen mit zwei Begleitoffizieren als Parlamentär in Richtung Staufenberg auf, um der zu Fuß anrückenden kleinen amerikanischen Einheit entgegenzugehen. Ihr stellten sie sich gewissermaßen als Geiseln zur Verfügung, wobei ihnen angedroht wurde, bei der geringsten Gegenwehr von Seiten der hiesigen Bevölkerung sofort erschossen zu werden. So zogen sie an deren Spitze in Richtung Stadtzentrum, während gleichzeitig in den umliegenden Wäldern Wehrmachtsoffiziere mit mehreren SS-Angehörigen, die zum Partisanenkrieg entschlossen waren, verhandelten, um diese von den damit für die Gesamtbevölkerung verbundenen Gefahren zu überzeugen. Dabei gelang es, eine im Kirchholz verschanzte Widerstandsgruppe zum Abzug zu bewegen. Diese machte sich daraufhin in Richtung Weißbach an der Alpenstraße auf, um eines der letzten völlig sinnlosen Gefechte gegen die dort anrückenden Amerikaner anzuzetteln. Es muss ein gespenstischer Anblick gewesen sein, wie sich der die jeweilige Straßenseite in zwei



Das Pestkreuz in Großmain.

Reihen sichernde Zug amerikanischer Soldaten langsam durch die weiß beflaggte und völlig menschenleere „Ludwigstraße“ bewegte, die drei Parlamentäre an der Spitze, während im gesamten Tal nach wie vor unberechenbare SS-Männer herum-schwirrten. Wäre nur ein Schuss gefallen, dann hätten die Amerikaner wohl ihre Drohung wahr gemacht und Bad Reichenhall ohne Rücksicht mit schweren Waffen angreifen lassen.

Um 9.35 Uhr traf der befehlshabende amerikanische Offizier im Rathaus ein, wo durch den Bürgermeister sowie weitere Repräsentanten der Stadt die Übergabe des Ortes erfolgte. Mittlerweile hatten die alliierten Panzerfahrzeuge die Saalach durchquert. Gegen 11 Uhr rückten amerikanische Truppen in Marzoll und am Nachmittag in Karlstein ein, bevor die Alliierten in den späten Nachmittagsstunden ihr militärisches Ziel erreichten: das mit dem Mythos der „Alpenfestung“ verwobene Berchtesgaden.

Wenn auch der Krieg für das Reichenhaller Tal damit zu Ende ging, so zeitigte er doch noch ein unrühmliches Nachspiel: Unter den Soldaten, die sich den Amerikanern kampflös ergeben hatten und anschließend in der Kaserne inhaftiert worden waren, befanden sich auch elf

französische Angehörige der 33. SS-Division „Charlemagne“, eines ausländischen Freiwilligenverbandes der Waffen-SS. Am 5. Mai trafen in Bad Reichenhall französische Alliierte ein und lösten, übereinstimmenden Quellen zufolge, durch ihr gewaltsames Auftreten – auch im Zusammenhang mit Vergewaltigungen – in der Reichenhaller Bevölkerung Angst und Schrecken aus.

Nachdem diese Wachablösung bekannt geworden war, flüchteten die elf Franzosen, da sie – zu Recht, wie sich herausstellen sollte – Repressalien durch ihre Landsleute befürchteten. Von den Truppen unter General Jacques-Philippe Leclerc entdeckt und aufgegriffen, wurden sie am 8. Mai, wenige Stunden vor Inkrafttreten des Waffenstillstands, nach einer kurzen Inaugenscheinnahme durch den General auf dem Weg zum Kugelbachbauern erschossen, was nach den Maßstäben des allgemeinen Rechtsempfindens als Kriegsverbrechen zu bewerten ist.

Erst drei Tage später wurden die Leichen von amerikanischen Soldaten an Ort und Stelle bestattet, ehe im Jahre 1949 eine Exhumierung und Umbettung in den Friedhof von St. Zeno erfolgte.

Mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs stand Bad Reichenhall – wieder einmal in

seiner langen Geschichte, so muss man leider konstatieren – vor einem enormen Grad der Zerstörung und vor einer erschreckend hohen Zahl von Todesopfern. Allerdings hatte es diesmal nicht nur die Stadt getroffen, sondern ein ganzes Land lag darnieder, während man sich weltweit von den Folgen dieses von Deutschland angezettelten Krieges nur langsam erholte. Die einen, jahrelang durch systematische Gehirnwäsche fanatisiert, betrachteten das Kriegsende als bittere militärische Niederlage, für die anderen war es eine Befreiung von der nationalsozialistischen Diktatur, und erst allmählich begriff man, dass man mehr als ein Jahrzehnt einem verbrecherischen Regime aufgesessen war. Im Falle des Stadtbrandes von 1515 war es leicht gewesen, sofort eine Schuldige zu finden und sühnen zu lassen. Nun aber setzte man sich mit der Frage, wie es überhaupt zu all dem hatte kommen können, vorerst nur zaghaft auseinander; zu sehr standen andere existenzielle Aufgaben im Vordergrund.

Im Februar 1946 resümierte der Bad Reichenhaller Bürgermeister Karl Weiß: „Wer seit 1933 mit offenen Augen die Größe der fortgesetzten Lüge, Gewalt, Überheblichkeit und des Irrsinns des ganzen Dritten Reichs mit seinen Grundsätzen und Methoden gesehen hat, dem fällt jene Abkehr nicht schwer. (...)“

Was unter allen Umständen und immer wieder durch uns geschehen kann, ist der fortgesetzte Hinweis bei der Bevölkerung, wem das allgemeine und das örtliche Elend zu verdanken ist.“ Solche Aussagen waren damals zweifellos selten, denn es dauerte rund zwei Jahrzehnte, ehe sich in Deutschland allgemeine, offene und kritische Debatten über das nationalsozialistische Deutsche Reich entwickelten.

Die Zeit heilt – so abgedroschen das Sprichwort auch klingen mag – tatsächlich die Wunden, und jede Generation hat ihre eigene Sichtweise auf das Vergangene. Mittlerweile werfen Zeithistoriker neue, bisher unausgesprochene Fragen auf, so etwa zu den Vergewaltigungen durch Besatzungssoldaten oder zur dauerhaften Integration von ehemaligen Zwangsarbeitern. Dabei sollte aber einem gegenseitigen Aufrechnen von Schuld kein Platz eingeräumt werden.

Bei aller persönlichen Betroffenheit und emotionalen Beteiligung ist es auch hier einmal mehr der zeitliche Abstand, der einen zusehends abgeklärten Blick auf das Geschehene ermöglicht. Die stete Auseinandersetzung mit dieser Vergangenheit ist indes nicht nur eine gesellschaftliche Aufgabe und Verantwortung, sondern auch eine existenzielle Frage, wie es der Philosoph George Santayana (1863–1952) in aller Eindringlichkeit formulierte: „Wer die Geschichte nicht kennt, ist dazu verdammt, sie zu wiederholen.“

Weiterführende Literatur und Quellen-nachweise in: Johannes Lang, Geschichte von Bad Reichenhall, Neustadt an der Aisch 2009.

„Heimatblätter“, Beilage zu „Reichenhaller Tagblatt“ und „Freilassinger Anzeiger“, gegründet 1920 von Max Wiedemann, Druck und Verlag der „BGL-Medien GmbH“, Bad Reichenhall